



Dieses Buch widme ich meiner lieben Mutter,
Dr. med. Sigrid Göckel
und
meinem verstorbenen Mann,
Gerhard Göckel- Borchardt

Sonja Rauche

Ein grünes und ein blaues Auge verraten ein Geheimnis

Gesucht: Vater mit zweifarbigen Augen



© 2024 Sonja Rauche

Lektorat von: Dagmar Henning
Herausgegeben von: tredition

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheber-
rechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich.
Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publi-
kation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu errei-
chen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice",
Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Nichts ist so, wie es scheint

»Steh gefälligst auf, Kathi«, brüllte mich mein Vater Werner an. Sein Atem, eine Mischung aus Zigarettenrauch und Alkohol, blies mir mitten ins Gesicht. Mir wurde schlecht. Völlig irritiert sah ich ihn an. Draußen war es noch dunkel.

»Das Krankenhaus hat gerade angerufen. Deine Oma hat ihren Schlaganfall nicht überlebt.«

Um mich zu trösten, nahm er mich in den Arm. Das war so abstoßend. Seine Achseln rochen nach Schweiß. Auf seinem Hemd waren Essensreste. Ich sagte aber nichts, denn er war ja mein Vater. Dann ließ er mich endlich allein.

Mir war, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Wie sollte ich die Trauer nur verarbeiten? Ich war erst elf Jahre alt.

Meine Eltern waren mir keine Stütze. Mein Vater Werner, den ich nie Papa nannte, weil ich immer das Gefühl hatte, dass er mich hasste, war Alkoholiker. Meine Mutter Andrea, zu der ich auch nicht Mama sagte, hatte Stimmungsschwankungen, die so stark waren, dass sie ständig bei einem Psychologen war und Tabletten nehmen musste. Auch bei ihr hatte ich immer das Gefühl, dass sie mich nicht liebte. Sie hatte sich immer einen Jungen gewünscht. Dann war ich gekommen, ein Mädchen.

Ich sah auf den Wecker. Es war 05:30 Uhr. Ich wollte auf jeden Fall in die Schule gehen. Mit Werner und Andrea gemeinsam trauern – bloß nicht.

Wie betäubt und mit einem Tränenschleier ging ich ins Bad. Wenn ich in den Spiegel sah, zweifelte ich immer öfter daran, dass Werner überhaupt mein Vater war. Ich hatte lange rotblonde Haare, die ich zum Pferdeschwanz band. Mein Pony war mir zu lang. Ich hatte versucht, ihn selbst zu schneiden, aber er war schief geworden. Meine Zähne standen falsch. Der Zahnarzt, der in die Grundschule kam, hatte schon im dritten Schuljahr gesagt, dass ich dringend eine Zahnsperre bräuchte. Mittlerweile ging ich in die fünfte Klasse und ich hatte immer noch keine. Ganz schlimm fand ich meine Augen. Sie sahen verboten aus. Unter ihnen litt ich wie an einer geschwellenen Wange. Mein linkes Auge war grün, mein rechtes blau. Niemand in dieser Familie hatte verschiedene Augenfarben. Werner schien längst zu wissen, was ich nur erahnte. Er zeigte mir jeden Tag, wie sehr er mich hasste. Hasserfüllt sah er mich an und deutete auf meine Augen. »Du bist schuld, dass ich trinke, du Zombie«, sagte er immer zu mir. Aber ich hatte mich nicht selbst gemacht. Oma sagte, dass meine Augen einmalig seien. Sie würden mich zu etwas Besonderem machen. Jetzt sah ich meine Oma direkt vor mir stehen, mit ihren schneeweißen Haaren, die sie immer hochgesteckt hatte. Sie war immer so sauber und adrett angezogen gewesen.

Ich zog mich an. Meine Kleider rochen nach Zigarettenrauch. Werner trank nicht nur, er war auch Kettenraucher und rauchte in der Wohnung. In der Schule machten sich die Kinder oft lustig über mich. Auch unsere Wohnung roch danach.

Als ich für die Schule fertig war, ging ich in die Küche. Meine Mutter saß am Küchentisch. Sie war 37 Jahre alt. Ihre rotblonden Haare hingen ihr strähnig ins Gesicht. Wenn sie depressiv war, war es ihr egal, wie sie aussah. Durch ihre Medikamente war sie dick geworden.

»Ich gehe jetzt in die Schule.«

»Mach das«, antwortete sie.

Nun kam auch Werner in die unaufgeräumte Küche gewankt. Er war 40 Jahre alt. Seine dunklen Haare waren ungekämmt. Sein Bart

war unrasiert. Durch den vielen Alkohol war er ebenfalls dick. Seine eigentlich viel zu große Nase war rot. An seinem Blick konnte ich sehen, wie froh er war, dass ich in die Schule ging.

Ich schmierte mir noch ein Pausenbrot. Dann machte ich mich auf den Weg zum Schulbus. Auf dem Schulweg funktionierte ich nur. Nur noch weg von Werner und Andrea, das war alles, was ich wollte. Noch vor ein paar Tagen war meine Oma mit mir zur Bushaltestelle gegangen. Sie hatte meinen Schulranzen immer auf den Gepäckträger von ihrem Fahrrad gepackt. Der Schulranzen sei für mich doch viel zu schwer, hatte sie gemeint. Erst wenn wir an der Bushaltestelle angekommen waren, hatte ich ihn wieder aufsetzen dürfen. Meine Oma hatte damit erreichen wollen, dass die Dorfbewohner glaubten, sie würde mich wirklich lieben. Trotzdem hatte ich immer gewartet, bis ich mir sicher gewesen war, dass sie mich nicht mehr hatte sehen können. Dann war ich in den Tante-Emma-Laden gegangen und hatte ein Schaumkussbrötchen gekauft. Wie falsch und hinterhältig das gewesen war.

An der Bushaltestelle wartete schon Sabine auf mich. Sie hatte braune Locken. Wir waren seit dem Kindergarten befreundet. Seit der ersten Klasse saßen wir zusammen. Sabine wurde zu Hause wirklich geliebt. Ich beneidete sie richtig. Ihr Vater war Kinderarzt und ihre Mutter war immer zu Hause. Sie kümmerte sich liebevoll um Sabine und ihre zwei älteren Schwestern. Sie sah sofort, dass ich weinte.

»Kathi, was ist los? Komm mal in meine Arme«, sagte sie.

»Meine Oma ist heute Nacht gestorben.«

»Was?«, fragte sie. »Aber vor ein paar Tagen hat sie dich noch hierhergebracht.«

»Sie hatte einen Schlaganfall.«

»Aber warum trauerst du nicht mit deinen Eltern? Das ist ein Sonderfall, da musst du nicht in die Schule.«

»Sie denken, dass das für mich alles zu viel ist. Meine Mutter hat gesagt, dass der Pfarrer kommt. Es kommen auch viele Leute, die uns trösten wollen. Da ist es für mich einfach besser, wenn ich in die Schule gehe. Das lenkt mich ab«, erklärte ich.

Sabine konnte ja nicht wissen, was zu Hause wirklich los war. Werner achtete streng darauf, dass wir nach außen hin wie eine heile glückliche Familie wirkten. Und meine Oma hatte Werner immer vor dem Geschwätz der Leute geschützt. Mein Opa war im Krieg gefallen. Sie war deshalb sehr früh eine Kriegswitwe. Dann hatte sie nur noch Werner. Sicher hatte sie ihn deshalb immer beschützt.

In der Schule konnte ich mich nicht konzentrieren. Ich malte Pferdeköpfe in mein Matheheft und dachte nach. Wie sollte es jetzt weitergehen? Außer Sabine, meiner Jack-Russel-Hündin Jenny, meinem Lieblingspferd Fiona und einer Brieffreundin in dem damals anderen Teil Deutschlands, in der DDR, hatte ich nun niemanden mehr. Mit ihr konnte ich auch nicht über alles schreiben, denn die Briefe wurden oft geöffnet.

Ob meine Oma mich nun wieder so lieben kann wie früher? Vielleicht konnte sie ja nun alles, was in der Familie geschehen war, verzeihen. Ich wusste nicht, was passiert war, aber es musste sehr schlimm gewesen sein. *Warum werde ich nicht mehr geliebt?* Meine Liebe zu ihr war ungebrochen.

Nach der Schule ging ich zum Reiterhof. Es war ein Aussiedlerhof. Er lag inmitten von Feldern und Wiesen, ganz nah am Martinswald. Ich ging gleich in den Stall. Fiona stand in ihrer Box. Als ich ihren Namen rief, drehte sie ihren Kopf zu mir. Ich öffnete ihre Box und ging zu ihr. Ich kuschelte mich an ihre weichen Nüstern. Dann erinnerte ich mich zurück.

Ich konnte kaum laufen, da wollte ich schon zu den Pferden. »Oma, Kathi Hoddas dehn«, war mein Lieblingssatz. Die Pferde

imponierten mir. Sie waren so groß, und ich noch so klein. Immer wieder sah ich den Pferden auf der Koppel beim Gras zu. Mit drei Jahren wurde ich zum ersten Mal von meinem späteren Reitlehrer Heiner auf einem Pferd geführt. An meinen Geburtstagen machte er immer Kutschfahrten mit uns Kindern. Als meine Oma merkte, dass meine Liebe zu den Pferden ungebrochen blieb, schenkte sie mir zu meinem sechsten Geburtstag einen Reithelm, eine Reithose und Reitstiefel. Von da an bekam ich regelmäßig Reitunterricht. Meine Oma war immer mit ihrer Polaroid- und Videokamera dabei. Jeder sollte glauben, dass sie mich liebte, alles für mich tat und mich sehr verwöhnte. Früher war das ja auch mal so gewesen, aber nach meiner Einschulung hatte sich alles geändert. Natürlich war sie auch stolz auf mich. Ihren Freunden zeigte sie gerne die Aufnahmen von mir. Von ihnen bekam sie dann gesagt, dass sie wirklich auf ihre Familie stolz sein könne. In den meisten Familien gab es nicht nur eitel Sonnenschein. Sie habe eine Vorzeigefamilie, fanden sie. So filmte sie, wie ich an der Longe reiten lernte. Auch als ich die Gangarten Schritt, Trab und Galopp erlernte. Wenn ich vom Trab in den Schritt wechseln sollte, rief Heiner immer: »Durchpariert zum Schritt.« Wenn ich eine Runde auf dem Reitplatz reiten sollte, rief er: »Auf dem Zirkel geritten.« An all das konnte ich mich heute noch erinnern.

Nur in den Reiterferien, die immer in den ersten drei Wochen der Sommerferien stattfanden, hatte ich eine Pause von meiner Oma. Dafür war ich richtig dankbar. Die anderen Kinder tuschelten schon. Nur Heiner schien zu merken, dass mit mir etwas nicht stimmte. Ich war anders als die anderen Kinder. Ich war sehr verschlossen und ging Streit aus dem Weg. Ich war kein fröhliches Kind. Ich war auch sehr schüchtern. Bis ich die Leute grüßen konnte, waren sie schon weg. Dann beschwerten sie sich bei meiner Oma und sagten, ich sei unfreundlich oder habe keine Manieren. Bei meinen Eltern gab es nur Streit und manchmal, wenn Werner stark betrunken war, schlug er Andrea. Ich stand immer hilflos und voller Angst dazwischen. Sie benutzte mich gerne als Schutzschild. Wenn ich hier auf dem

Reiterhof war, musste ich Werners ablehnende Blicke, die er mir ständig zuwarf, nicht ertragen.

Vielleicht verstand ich mich deshalb so gut mit Meike, die ebenfalls auf den Hof kam. Auch ihre Eltern tranken, hatten aber keine Arbeit mehr. Sie hatte sechs Geschwister. Drei waren älter als sie, die anderen jünger. »Wie die Orgelpfeifen«, sagte Heiner immer. Sie kam aber bald nicht mehr. Sie hatte, als sie auf dem Pferd Agnes gesessen hatte, zu stark an den Zügeln gezogen. Die Trense hatte Agnes im Maul verletzt. Vor Schmerzen war sie hochgestiegen. Deshalb war Meike gestürzt. Die Eltern hatten Heiner deshalb Ärger gemacht. Ich war sehr traurig darüber.

Als ich das erste Mal ausritt, wäre meine Oma am liebsten dabei gewesen. Aber sie hatte dann doch nicht mit 60 Jahren noch reiten lernen wollen. Ich ritt mit Fiona durch den Martinswald. Ich nutzte die Reitwege und ritt zur Martinsburgburg, eine alte Ritterburg. Ich lebte in Martinsburg und war mit meiner Oma oft auf dem Turm. Von dort aus konnte ich unser Dorf und auch die Nachbardörfer sehen. Die Leute im Burghof sahen aus wie Spielzeugfiguren.

Wenn ich auf Fiona saß, war mein Kopf frei. Weit ab von all meinen Sorgen und Ängsten.

Als ich 10 Jahre alt war, durfte ich an einem Kinderreitturnier teilnehmen. Da war meine Oma mit ihrer Videokamera natürlich dabei. Ihr ganzer Stolz war mein Reitabzeichen. Als dann auch noch ein Foto von mir im Martinsburger Tageblatt abgedruckt wurde, drehte sie ganz durch. Alle ihre Freunde hatten es gesehen. Doch der Frage, von wem ich das Talent zum Reiten hatte, wick sie gerne aus. Ob sie wohl gewusst hatte, dass Werner nicht mein Vater war?

Nach dem Turnier hatte ich Jenny beigebracht, neben dem Pferd herzulaufen. So war ich bei meinen Ausritten nie allein.

Heiner kam in den Stall. Er war streng, aber gerecht. Er war 60 Jahre alt und hatte schwarzgraue Haare. Als junger Mann war er Soldat

im Krieg gewesen. Kurz bevor Stalingrad von den Russen eingekesselt worden war, war er mit seiner Einheit nach Italien verlegt worden. Das war sein Glück gewesen. Viele deutsche Soldaten hatten die Einkesselung von Stalingrad nicht überlebt. Obwohl der Krieg längst vorbei war, bekamen wir seine Folgen auch noch zu spüren.

Die alten Männer bei uns im Dorf hatten immer etwas vom Krieg zu erzählen. Die Frauen erzählten uns von den Bombennächten, die sie im Keller verbracht hatten. Eine Frau erzählte, dass sie Thalbrück damals vom Balkon hatte brennen sehen können. Wohlgemerkt, die Stadt lag 30 Kilometer von uns entfernt. Sie erzählten uns auch von der Zeit, in der die US-Amerikaner in Martinsburg einmarschiert waren.

In vielen Familien waren der Mann oder ein Sohn gefallen. Ein Mann hatte sein Bein verloren, ein anderer sein Auge. Viele waren in russischer Gefangenschaft gewesen, aber sie waren als Spätheimkehrer zurückgekehrt.

Ich hörte den Geschichten gespannt zu. Bei Oma bettelte ich immer: »Ach, Oma, erzähl mir doch etwas von früher.«

Durch Heiner hatte ich auch meine Brieffreundin aus der DDR kennengelernt. Heiner ging jedes Jahr zum Militärtreffen. Seit einigen Jahren durften Rentner aus der DDR in den Westen reisen. So begegnete Heiner seinem Kriegskameraden Karlheinz. Den lud er zu seinem 60. Geburtstag ein. Er war Tanjas Opa. Da wir gleich alt waren, fand er, dass wir bestimmt gute Brieffreundinnen sein könnten. Seitdem schrieb ich regelmäßig mit ihr. Nur besuchen konnten wir uns nicht. Das lag an der Teilung Deutschlands, die auch eine Folge des Kriegs war.

Heiner sah mich an.

»Aber, Kathi, du weinst. Was ist denn los?«, fragte er mich.

»Meine Oma ist gestorben.«

Er nahm mich in den Arm.

»Vermissen dich deine Eltern denn nicht? Da stützt man sich doch gegenseitig.«

»Sie meinten, ich bin damit überfordert. Ablenkung ist besser. Fiona kann mir dabei gut helfen«, sagte ich.

»Magst du auf ihr reiten?«, fragte er.

Ich nickte. Ich führte Fiona aus dem Stall, putzte und sattelte sie. Dann ritt ich mit ihr durch den Martinswald. Aber den Kopf bekam ich nicht frei. Zu viele Fragen schossen mir durch den Kopf. *Wie geht es jetzt mit mir weiter? Vor seiner Mutter hat Werner Respekt gehabt. Aber jetzt, da sie nicht mehr da ist, wird er den Hass ungehindert an mir ausleben. Er wird mir jegliche Freude am Leben nehmen.* Das war für mich klar wie Kloßbrühe.

Ich fragte mich immer und immer wieder aufs Neue: *Wem verdammt noch mal habe ich diese scheußlichen Augen zu verdanken, die ich hinter einer Sonnenbrille verstecken muss? Von wem habe ich das Talent zum Reiten? Erfahre ich jemals, ob ich wirklich einen anderen Vater habe und wer er ist? Weiß er überhaupt von mir?* Diese Fragen zermarterten mir fast das Gehirn. Wenn Werner und Andrea stritten, ging es immer um andere Dinge.

Als ich nach Hause kam, war Werner nicht da. Andrea lag im Schlafzimmer und wollte nicht gestört werden. Nur Jenny begrüßte mich schwanzwedelnd. Ich ging mit ihr in die Wohnung meiner Oma, die im selben Haus über uns gewohnt hatte. Dort hatte ich auch mein eigenes Zimmer. Es war alles immer so aufgeräumt und sauber. Man hätte vom Fußboden essen können. Sie sah aus wie eine Wohnung im Film. Alles musste an seinem Platz liegen. Bei uns war es nicht sauber. Es war überall staubig. Überall hätte man ›Sau‹ reinschreiben können. Schon seit ein paar Jahren kam eine Nachbarin zu uns und machte das Nötigste. Früher war das alles anders gewesen. *Aber warum hat sich alles geändert?*

Wenn ich nach der Schule zu Oma wollte, musste ich nur bei ihr klingeln und durchs Treppenhaus laufen. Ich konnte Werner und Andrea gut aus dem Weg gehen. Wenn ich von der Schule kam, hatte sie für mich gekocht. Meine Oma machte immer die Hausaufgaben mit mir. Ich war ein richtiges Matheass. Sie sagte immer, dass sie bald nicht mehr mit mir lernen könne. Sie meinte, dass Werner das gefälligst tun solle. Wenn nicht, wollte sie ihm sagen: »Wegen Überforderung geschlossen.« Vor diesem Tag hatte ich da schon Angst. Wenn er betrunken war, würde daraus nichts werden. Ich ging in Linsenkrug auf eine Gesamtschule. Wir fingen gerade mit Englisch an und meine Oma übte fleißig mit mir die Vokabeln.

Das alles tat sie nur, damit ich nie erzählen konnte, dass sich niemand um mich kümmerte.

Trotzdem achtete sie nicht darauf, ob meine Schulbücher in Schutzfolien und die Hefte ordentlich waren. Nur wenn sie voll oder die Tintenpatronen von meinem Füller oder der Tintenlöscher leer waren, gab sie mir Geld. Für das Taschengeld sei Werner zuständig und nicht sie. Nur die Reitstunden bezahlte sie.

Immer wieder sagte sie, sie würde nun wirklich genug für mich tun. Um die Schule sollten sich meine Eltern kümmern. Sie liebte mich also wirklich nur, wenn andere Leute dabei waren. Ich verstand aber nicht, warum. Von ihr bekam ich wenigstens noch ein bisschen Zuneigung.

In den nächsten Tagen kamen immer wieder Leute, die uns ihr Beileid ausdrückten. Da Werner meistens betrunken war, musste mein Patenonkel einspringen. Aber auch er interessierte sich nicht für mich. Auch meiner Patentante war ich egal.

Die Beerdigung war für mich fürchterlich. Es war für mich die erste. Ich stand weit ab von Werner und Andrea.

Wie schön wäre es, dachte ich, wenn sie mich auffangen würden. Andere Kinder werden von ihren Eltern noch stärker geliebt und sie müssen

nicht allein mit der Trauer fertig werden. Alles wird nur noch schlimmer. Ich weinte bitterlich und suchte nach irgendeinem Halt. *Habe ich vielleicht doch einen anderen Vater, der mir Kraft geben könnte?* Darauf hoffte ich insgeheim. Die Trauergäste aus dem Dorf mussten mich trösten. Werner war ausnahmsweise nüchtern. Wie er das geschafft hatte, war mir ein Rätsel.

Als ich am Grab stand und meiner Oma Erde nachwerfen sollte, fing ich wieder an zu weinen.

»Servus, Oma«, sagte ich leise.

Ich fragte mich, wie es die Totengräber geschafft hatten, ein Grab auszuheben. Der Boden war hart gefroren.

Nach der Beerdigung durfte ich zu Sabine. Hier konnte ich wenigstens für ein paar Stunden in eine andere Welt abtauchen. Ich wünschte mir, Sabine wäre meine Schwester. Aber eine beste Freundin half mir auch.

Der Streit, der alles veränderte

Ich saß in meinem Zimmer, das sehr klein, aber aufgeräumt war. Ich wollte nicht so dreckig leben wie Werner und Andrea. Also versuchte ich, immer mein Zimmer sauber und ordentlich zu halten. Ich saß an meinem Schreibtisch und kratzte mir die Arme auf. Seit Tagen juckten sie, aber weder Werner noch Andrea interessierten sich dafür. Keiner ging mit mir zum Kinderarzt. Ich konnte auch nicht mehr weinen. Ich hatte einen Kloß im Hals.

Am 28. November werde ich zwölf, dachte ich. Mein ganzer Körper fing an, sich zu verändern. Nichts passte mehr zusammen. Ich fühlte mich wie ein Häuflein Elend. Nun wusste ich langsam nicht mehr, wo ich hingehörte. War ich noch ein Kind oder schon eine Erwachsene? *Eben irgendetwas dazwischen*, dachte ich.

Seit Omas Tod hatte sich hier einiges geändert. In die Wohnung von meiner Oma durfte ich nicht mehr. Werner wollte sie so schnell wie möglich vermieten. Ich fragte mich zwar, wann, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein Betrunkener eine Wohnung ausräumen konnte, aber das war ja sein Problem.

Wenn ich von der Schule kam, stellte Andrea mir nur lieblos ein Nutella Brot auf den Tisch. Das war mein Mittagessen. Wenn sie gut drauf war, kochte sie abends, wenn Werner nach Hause kam. Wenn nicht, musste auch er sich ein Brot schmieren. Dann hatte ich gar keine warme Mahlzeit.

Wie ich schon gedacht hatte, lebte Werner seine Wut an mir aus. Er schlug jetzt nicht nur meine Mutter, sondern auch mich. Wenn ich Prellungen oder Zerrungen hatte, ging meine Mutter mit mir

zum Hausarzt und sagte dann nur: »Das Kind fällt eben immer mit den Discorollern. Sie ist zu ungeschickt. Sie wird es nie lernen.«

»Ach«, sagte der Hausarzt, »Übung macht den Meister. Nur nicht aufgeben, Kathi.«

Er glaubte ihr auch noch! Das war für mich das Allerschlimmste.

Auf dem Flur klingelte das Telefon. Andrea wollte in Ruhe Fernsehen und Werner war wieder in der Kneipe. Also stand ich auf und ging hin. Es war Heiner.

»Hallo, Kathi«, sagte er, »wie geht es dir?«

»Ganz gut«, war meine knappe Antwort.

»Fiona vermisst dich, sie muss bewegt werden. Wann kommst du denn wieder?«

»Am liebsten jetzt.«

»Na, dann bis gleich.«

Ich ging in mein Zimmer und zog mich gerade um, als Werner zur Tür reinkam.

»Was soll der Aufzug?«, raunzte er mich an.

»Heiner hat gerade angerufen. Fiona muss bewegt werden.«

»Der soll seine dumme Mähre selbst bewegen«, brüllte er mich an. »Die Flausen, die dir deine Oma in den Kopf gesetzt hat, treibe ich dir aus.«

Er zog meine Zimmertür zu und schloss sie von außen ab. Ich schrie laut. Ich hörte, dass er den Hörer vom Telefon abnahm. Dann hörte ich ihn reden.

»Herr Schwarzhaupt, meine Tochter wird nie wieder zu Ihnen zum Reiten kommen. Die Reitstunden sind ab jetzt gestrichen.«

Ich schrie, trat und schlug gegen die Tür. Ich hatte schon geahnt, dass er mir jegliche Freude am Leben nehmen würde. Erst nach einer Stunde ließ er mich raus.

»Warum tust du mir das an? Was habe ich dir nur getan?«, schrie ich ihn an.

»Wir brauchen jetzt jeden Pfennig.«

Den braucht er wohl für seinen Alkohol, dachte ich.

Ich schluckte. »Dann lass mich wenigstens zu Sabine, das kostet ja kein Geld.«

»Hauptsache, du gehst mir aus den Augen«, schrie er, »aber wehe, du erzählst Sabine etwas über mich. Dann bist du eine böse Kathi und ich bestrafe dich noch viel härter.«

»Ich erzähle ganz bestimmt nichts.« Immer öfter zweifelte ich daran, dass Werner wirklich mein Vater war. Ich dachte immer, dass ein leiblicher Vater sein Kind bedingungslos lieben würde. Immer wieder fielen mir Sachen auf, die nur mich interessierten, oder auch welche, die nur ich konnte. Ich konnte reiten, er nicht. Ich konnte malen, er nicht. In die Poesiealben malte ich Pferde. Rosenbilder mochte ich nicht. Ich war ein Matheass, er hasste Mathe. Vor allem aber mein grünes und mein blaues Auge hatte ich nicht von ihm.

Ich zog meine Discoroller an, das sind Rollschuhe in knalligen Farben und 4 Rollern. Zum Bremsen hatten sie vorne einen Stopper. Sie waren die Nachfolger von den Rollschuhen, die man noch an den eigenen Schuhen befestigen musste.

Ich setzte mir die Kopfhörer vom Walkman auf. Ich hörte eine Kassette von Modern Talking und drehte die Musik so laut auf, dass ich Werner nicht mehr hören konnte. Dass ich um 18 Uhr zu Hause sein musste, wusste ich auch so. Ich ging auf den Stoppern meiner Discoroller die Treppe runter. Mein erster Weg war die Telefonzelle. Ich wollte das mit Heiner klären.

»Schwarzhaupt, Martinsburg«, meldete er sich.

»Hallo, Heiner, hier ist Kathi.«

»Schön, dass du anrufst«, sagte er. »Wieso will er dir die Reitstunden streichen? Sie sind doch nicht teurer geworden.«

»Wir brauchen jetzt jeden Pfennig, weil meine Oma nicht mehr lebt.«

»Das kann und will ich nicht akzeptieren, dass dein Reittalent darunter leidet. Wir werden schon einen Weg finden.«

»Danke«, erwiderte ich beruhigt.

Dann legten wir auf. Ich rollerte weiter zu Sabine.

Sabine freute sich sehr, als ich kam. Wir setzten uns an den Tisch in der Küche und tranken Caro-Kaffee, der war löslich und aus Getreide. Wenn ich bei Sabine war, fühlte ich mich wie in einer anderen Welt. Ihre Eltern durfte ich duzen. Für mich waren sie nur Gerhard und Anna. Sie wohnten in einem großen gelben Sandsteinhaus gegenüber der fürstlichen Domäne. Dort war auch das Gestüt, zu dem Heiner schon mit Fiona gegangen war. Bei der Geburt ihres Fohlens war ich damals dabei.

Vor dem Haus stand eine große Birke. Um den Garten herum war ein brauner Jägerzaun. Um ins Haus zu kommen, musste ich erst eine rote Sandsteintreppe hochgehen. An der Tür war die Äskulap-schlange in Holz gefasst. Sie war nicht nur das Arztzeichen, sondern auch ein Zeichen, damit das fahrende Volk das Haus mied. In einem der Nachbarhäuser war die Kneipe Stangel, in die Werner immer ging.

Bei Sabine war es immer sauber und ordentlich. Es war ein richtiger Arzthaushalt. Es wurde nie geschimpft, alles war harmonisch und friedlich. Sabines Vater Gerhard und ihre Mutter Anna setzten sich mit ernster Miene zu uns. Er sah auf meine Arme. »Juckt das?«, fragte er mich.

»Ja, ich kratze ständig.«

»Was sagen denn deine Eltern dazu?«

»Sie wissen nicht, wie sie mir helfen sollen.«

Gerhard stand auf und gab mir eine Fettsalbe. Ich mochte Sabines Vater sehr. Er war ruhig und ausgeglichen. Er hatte einen braunen Schnurrbart. Seine Haare waren lockig und auch braun und er war groß. Ich schätzte ihn auf 37 Jahre. Für seine kleinen Patienten war er immer da. Sabines Mutter Anna, die ich auch sehr mochte, war sehr sportlich. Sie hatte kurze mittelblonde Haare. Ich schätzte auch sie auf 37 Jahre. Sie war immer ausgeglichen und freundlich.

Werner und Andrea gingen mit mir nur zum Hausarzt. Gerhard hatte seine Praxis zwar im Haus, aber Werner und Andrea wollten ja verheimlichen, wie es mir wirklich ging.

»Seit wann hast du das?«, fragte er.

»Seit meine Oma nicht mehr da ist.«

»Kind, du weinst mit der Haut. Du brauchst Hilfe.«

Er nahm mich fest in den Arm. Das tat so gut. Mir liefen die Tränen über die Wangen. Wenn ich ihm doch nur sagen dürfte, was wirklich war! Als er mich losließ, sah er mir in die Augen. Hier brauchte ich die Sonnenbrille nicht.

»Kathi«, fing er an, »nun sei mal bitte ganz ehrlich. Trinkt Werner?«

Ich gab ihm darauf keine Antwort.

»Kathi«, unterbrach Sabine mein Schweigen, »sag es uns doch bitte.«

»Kathi«, sagte nun wieder Gerhard, »bei der Beerdigung haben seine Hände gezittert. Das hatte mit der Trauer nichts zu tun, ihm hat der Alkohol gefehlt.«

Bekommen nickte ich.

»Wie oft ist er betrunken?«

Ich überlegte eine Weile. Manchmal gab es Phasen, in denen er wenig trank. Auf dem Bau durfte man zu dieser Zeit noch Bier trinken. Seine Arbeit hatte er also noch. So richtig betrunken war er nur an den Wochenenden und den Feiertagen. Wenn Besuch kam, wusste er es gut zu verbergen. Er füllte den Alkohol in Saftflaschen. Um nicht nach Alkohol zu riechen, benutzte er ein Mundspray. Manchmal trank er auch Whisky oder Jägermeister. Er war sehr trickreich. Das Zittern war bisher noch niemandem aufgefallen.

Werner war nie richtig einzuschätzen. Mal konnte er zu manchen Leuten freundlich sein, und dann wieder aggressiv. Zu mir war er immer gleich böse.

»Oft genug«, rutschte es mir raus.

»Auf jeden Fall habe ich richtig gelegen«, sagte Gerhard. »Seit wann trinkt er?«

»Kathi«, unterbrach Sabine, »hier kannst du frei reden. Niemand wird es ihm sagen.«

Wieder kamen die Ängste in mir auf. Aber Gerhard hatte es nun gemerkt. Werner hatte sich unbewusst verraten. Ich grübelte lange, dann fiel es mir wieder ein.

Ich fing an zu erzählen. »Kurz nach meiner Einschulung hat es einen fürchterlichen Streit gegeben. Werner und Andrea streiten sich immer, aber das ist wirklich der schlimmste gewesen. Werner hat die Schlafzimmertür zugeknallt. Dann ist er für zwei Tage abgehauen. Als er wiedergekommen ist, ist er total betrunken gewesen. Seitdem ist die Flasche sein bester Freund. Er hat eine Weile nicht bei Andrea geschlafen, und meine Oma ist auch ein paar Tage weggeblieben. Mir hat sie gesagt, dass sie es in einer Schlangengrube nicht aushalten kann. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Ich durfte noch zu ihr kommen, aber nicht sofort. Ich musste warten, bis sie es mir erlaubt hat. Dann hat sie Andrea angebrüllt. Sie würde Werner noch ins Grab bringen. Sie weiß nicht mal, wie man das Wort Liebe schreibt. Was sie damit gemeint hat, verstehe ich nicht. Kinder, die

mit mir spielen wollten, durften nur noch zu meiner Oma kommen. Ich soll dann immer sagen, dass mein Kinderzimmer bei meinen Eltern zu klein ist. Sie wollte aber lieber, dass wir draußen spielen oder ich zu anderen gehe. Jetzt darf niemand mehr zu mir kommen, hat Werner gestern gesagt.«

»Oh weh«, sagte Anna.

Erschrocken sah mich Gerhard an. »Da muss er ja etwas Schreckliches erfahren haben. Weißt du, was es gewesen ist?«

Ich schüttelte den Kopf. Aber wenn ich an meine Augen dachte, konnte ich mir vorstellen, was er in dieser Nacht erfahren hatte. *Vielleicht hat sich Werner deshalb so verändert*, dachte ich.

»Wie soll es denn jetzt weitergehen?«, fragte Sabine.

Erstaunt sah ich sie an. Für mich kam es nur darauf an, zu wissen, wer mein Vater war, und ihn zu finden. *Ich werde ihm die Augen auch verzeihen*, dachte ich.

»Kathi«, Sabine ließ nicht locker. »Wer macht mit dir jetzt die Hausaufgaben?«

»Die macht mein Patenonkel Dieter mit mir«, sagte ich. Mein Patenonkel war mir gerade eingefallen.

»Wer kocht für dich nach der Schule?«, fragte Gerhard »Andrea mit ihren schweren Stimmungsschwankungen wird es wohl kaum hinbekommen.«

»Das macht meine Patentante.«

Anna sagte: »Du nimmst immer weiter ab. Kocht sie wirklich für dich?«

Ich überlegte einen Moment und sagte: »Ich bekomme seit Omas Tod nicht viel runter und sie kocht anders.« Dann legte ich eine Pause ein und fuhr fort: »Nur um Jenny mache ich mir Sorgen. Tante Frieda und Onkel Dieter haben keine Zeit, um mit ihr rauszugehen. Außerdem hat Jenny Angst vor Betrunkenen.«